

Im Niemandsland zwischen den Sprachen?

Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit in der Exilliteratur

Als Verbannung ins „Niemandsland“ [z]wischen den Sprachen¹ hat Michael Hamburger einmal das Schreiben im Exil bezeichnet. Das Exil bedeutet für Schriftstellerinnen und Schriftsteller immer auch ein Sprach-Exil, das ebenfalls mit verschiedenen Grenzüberschreitungen einhergeht: Auf der einen Seite zeigt sich Literatur hier bedroht vom traumatischen oder einfach durch finanzielle Not erzwungenem Verstummen und von einem Verfall der Arbeitssprache, die ohne Kontakt zur Sprachgemeinschaft unproduktiv wird. Auf der anderen Seite kann Exilliteratur aus der dogmatischen Einsprachigkeit einer Nationalliteratur heraustreten: Sprachwechsel, Mehrsprachigkeit und Übersetzung werden zu Themen und Mitteln der literarischen Produktion, die nun zwischen den Sprachen arbeitet. Dieses Niemandsland mit Beispielanalysen und einigen theoretischen Reflexionen genauer zu kartographieren, hat sich der vorliegende *exilograph* zur Aufgabe gemacht.

Das Exil kommt vielen Schriftstellerinnen und Schriftstellern einem existenziellen Verlust ihrer Sprache gleich: Zu „Stammlern“ seien sie geworden, schreibt Günther Anders in seinen Tagebüchern, „Stammler sogar in beiden Sprachen: Denn während wir unser Französisch, Englisch

oder Spanisch noch nicht gelernt hatten, begann unser Deutsch bereits Stück für Stück abzubrockeln“². Exilanten scheinen damit geradezu vor jede Sprache versetzt, die Grenze zwischen Geräusch und sinnvoller Sprache wird unsicher: „Ich sah, daß es unmöglich war, sich auf einer isolierten, ausgestorbenen Insel zu äußern. Nur unartiku-



1 Michael Hamburger: „Niemandsland-Variationen“, in: M. H.: *Zwischen den Sprachen. Essays und Gedichte*, Frankfurt a. M. 1966, 26–34.

2 Günther Anders: *Die Schrift an der Wand. Tagebücher 1941-1966*, München 1967, 90.

„Sprachinsel des Exils“, Illustration aus Werner Lansburgh: *Dear Doosie* (1977), Frankfurt a. M. 2009, 229.

Inhaltsverzeichnis

„Der geborene Englisch-Spieker“. Mascha Kaléko und der Sprachwechsel im Exil.....	3
„Der kleine Unterschied“. Das Problem der Übersetzung in Mascha Kalékos Exilgedichten.....	5
Sprachwechsel und Dialekt. Oskar Maria Grafts <i>Die Flucht ins Mittelmäßige</i> (1959).....	6
Brief von Werner Lansburgh über <i>Dear Doosie</i>	8
Sprach- und Briefwechsel. Fundstelle.....	9
Von der Teilung der Sprache. Reflexionen mit Jacques Derridas <i>Die Einsprachigkeit des Anderen</i>	9
Veranstaltungen der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur	
Sommersemester 2011.....	11
Wintersemester 2011/2012.....	12
Die Forschungsstelle: Neue Leitung und Perspektiven.....	16
Impressum.....	16

3 Peter Weiss: *Fluchtpunkt. Roman*, Frankfurt a. M. 1962, 94.

4 Lion Feuchtwanger: „Der Schriftsteller im Exil“ (1943), in: L. F.: *Ein Buch nur für meine Freunde*, Frankfurt a. M. 1984, 533–538, 535.

5 Carl Zuckmayer: „Kleine Sprüche aus der Sprachverbannung“, in: C. Z.: *Gedichte 1916–1948*, Amsterdam 1948, 119 f., vgl. Kasten unten auf der Seite.

6 Hans Sahl: „Gast in fremden Kulturen“, in: *Ich lebe nicht in der Bundesrepublik*, hg. von Hermann Kesten, München 1964, 144–146, 145.

7 Hilde Domin: „Mit leichtem Gepäck“, in: H. D.: *Rückkehr der Schiffe*, Frankfurt a. M. 1962, 183.

lierte Schreie konnten in dieser Lage gebraucht werden“³, klagt etwa der Protagonist in Peter Weiss' autobiographischem Roman *Fluchtpunkt*. Gerade mit solchen Raummataphern haben Exilschriftstellerinnen und -schriftsteller versucht, ihre sprachliche Situation anschaulich zu machen: Die insuläre Abgeschnittenheit von der Sprachgemeinschaft kommt einem Verlust der Sprache gleich – der paradoxerweise in literarischen Texten des Exils ausführlich und durchaus sprachmächtig zum Ausdruck gebracht wird. „[A]bgespalten zu sein vom lebendigen Strom der Muttersprache“, schreibt Lion Feuchtwanger in seinem Essay „Schriftsteller im Exil“⁴, erweise sich vor allem für Schriftstellerinnen und Schriftsteller als ein besonderes Problem, stelle Sprache doch gerade das wichtigste schriftstellerische Handwerkszeug dar. Allerdings zeigt sich auch der „Strom der Muttersprache“ vergiftet: Nicht nur die traumatische Erfahrung von Verfolgung, Exil und das Leben in einer fremdsprachigen Welt haben Exilschriftstellerinnen und -schriftsteller von ihrer Sprache getrennt, sondern auch der demagogische Missbrauch der Sprache durch die nationalsozialistische Propaganda. In dieser doppelten „Sprachverbannung“⁵ (Carl Zuckmayer) muss die Exilliteratur sich ihres Handwerkszeugs vergewissern und damit das Feld der Literatur neu vermessen.

Einem ‚anderen Deutschland‘ etwa, als dessen Repräsentanten sich Schriftsteller wie Thomas Mann begreifen, kommt angesichts des Missbrauchs und der Barbarisierung durch den Nationalsozialismus die Aufgabe zu, die deutsche Sprache zurück zu erobern und zu bewahren. „Es ist gut“, heißt es in einem Essay Hans Sahls, „wenn

das Material, mit dem der Schriftsteller arbeitet, nicht durch täglichen Gebrauch abgenutzt wird.“⁶ Dass die eigene Sprache ständig einer fremden ausgesetzt sei, wirke wie ein „Scheidewasser“ (Zuckmayer), das die literarische Sprache reinigt und präzisiert: In einer an sprachpflegende Palmen- oder Blumenorden (etwa die barocke *Fruchtbringende Gesellschaft* oder der *Pegnesische Blumenorden*) erinnernden Rhetorik wird Zuckmayer diese Wirkung der fremden Sprache zum gärtnerischen Instrument, zum „Wurzelmesser“, das Überflüssiges – etwa Stilblüten – abschneide. Das Sprachproblem des Exils erweist sich insofern als ein grundlegend sprachphilosophisches: „Eine Rose ist eine Rose / Aber ein Heim / ist kein Heim“ schreibt Hilde Domin („Mit leichtem Gepäck“⁷). Mit Gertrude Steins berühmtem Satz zitiert Domin ihre sprachkritische Reflexion über ein Zeichensystem, dessen Zeichen zwar aufeinander, aber nicht auf äußere Referenten verweisen. Die Fortführung dieses Satzes jedoch scheint zu zeigen, dass das für den Signifikanten *Heim* nicht gelten kann und dieser Begriff ein anderes Sprachverständnis erfordert. Anders als bei Rosen kann die volle Bedeutung eines Heims nicht allein in einer auf sich selbst verweisenden Sprache erfasst werden, sondern ist immer an einen Grund und Boden, an die Referenz auf ein Territorium und eine Sprachfamilie gebunden. Ihre Wiederholbarkeit macht die Rose zu einer Rose, stiftet und bestätigt ihre Identität und fügt jedoch ihrer Einzigartigkeit in der sprachlichen Verdopplung eine Differenz ein (bzw. bei Gertrude Stein in der Verdreifachung – „eine Rose ist eine Rose ist eine Rose“). Das „Heim“ dagegen wäre ohne außersprachliche Referenz in der Verdopplung und

Kleine Sprüche aus der Sprachverbannung

I
*Jeder denkt, sein Englisch wäre gut,
 Wenn er nur den Mund verstellen tut.
 Jeder hört so gern die Komplimente,
 Daß man es ja gar nicht glauben könnte:
 Die Geläufigkeit
 In so kurzer Zeit
 Und fast frei vom störenden Akzente.*

*Aber ach, in Deiner stillen Kammer
 Spürest Du der Sprachverbannung Jammer,
 Krampfhaft suchend die korrekte Wendung
 Für ‚Beseeltheit‘ und ‚Gefühlsverblendung‘.
 Auch scheint's solches nicht auf deutsch zu geben
 Wie: zu seinem Rufe auf zu leben.
 Und Du ziehst betrübt die Konsequenz:
 Dort ‚Erlebnis‘ – hier ‚Experience‘.*

*Welch ein Glück noch, daß man seinen Mann
 Im Stockholmer Urtext lesen kann –!*

II
*Die fremde Sprache ist ein Scheidewasser.
 Sie ätzt hinweg, was überschüssig rankt.
 Zwar wird die Farbe blaß, und immer blasser –
 Jedoch die Form purgiert sich und erschlankt.*

*Die Übersetzung ist ein Wurzelmesser.
 Sie kappt und schneidet, wo es keimend wächst.
 Das Mittelmäßige macht sie häufig besser,
 Vom Bessern bleibt zur Not der nackte Text.*

*Ach, welche Wohltat, daß man seinen Mann
 Noch im Stockholmer Urtext lesen kann –!⁹*

Carl Zuckmayer

9 Zuckmayer, 119 f.

Wiederholung eben „kein Heim“ mehr. Mit dem „Heim“ verbinden sich darüberhinaus bekanntermaßen auch nationalsozialistische Diskurse von Heim, Reich und Boden. Die Sprache des „Heims“, eine Sprache also, die eine Bindung an Territorium und Volk behauptet, kann eben durch den nationalsozialistischen Missbrauch dieser Sprache „kein Heim“ mehr sein. Was Domin in den zwei Versen vorführt, ist demnach der Verlust oder die Unmöglichkeit einer Sprache, die sich an ein Land und an eine als Volk gedachte Sprachgemeinschaft bindet, sich eben als Muttersprache versteht. Exilliteratur führt demnach immer wieder vor, dass auch eine erste Sprache nicht als eigene und einzige begriffen werden kann, weil sie von Anfang an und existentiell (mit Anderen) geteilt wird (vgl. dazu Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*⁸). Hans Sahl spricht in diesem Zusammenhang einmal von „exterritorial geworde[ner]“⁹ Sprache: In der Heimatlosigkeit, im Niemandsland kann sich literarisches Schreiben nicht mehr in der Referenz auf eine ursprüngliche Kultur (in deren Etymologie der Boden ja noch präsent ist, vgl. lat. *cultura* für ‚Feldanbau, Beackerung, Pflege‘) begründen – daher auch die omnipräsente botanische Metaphorik. Damit überschreitet die Exilliteratur Bereich und Konzept der Nationalliteratur. Manche Exilschriftstellerinnen und -schriftsteller stellen sich nicht nur im Alltag, sondern auch in

ihrer Literatur dem „Sprach-Problem“¹⁰ und wagen den Sprung in die fremde Sprache: Manche lernen in der Fremdsprache zu schreiben (z. B. Klaus Mann oder Anna Seghers), thematisieren Fremdsprachigkeit und Übersetzung (z. B. Mascha Kaléko, Walter Benjamin) oder experimentieren mit mehrsprachigen Texten (Werner Lansburgh). Dieser ‚Sprung‘ ist für die Exilliteraturforschung in seiner Mehrdeutigkeit für das „Sprach-Problem“ bezeichnend: Verfolgung, Exil und Missbrauch kann literarische Sprache unbrauchbar machen wie ein Sprung ein Gefäß – damit wäre die erwähnte Perspektive des Sprachverlusts beschrieben. Für die neuere Exilliteraturforschung jedoch von größerem Interesse ist die produktive Dimension dieses Sprungs, der doch auch gegenüberliegende Ufer verbinden kann. In der Sprache ermöglicht der Sprung metaphorische Rede (Sprungtropen), Über-Setzung und literarische Arbeit jenseits vermeintlich festgesetzter Grenzen der Nationalliteraturen: Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit sind als ein Schreiben zwischen den Sprachen und in den Zwischenräumen der Sprache zu begreifen. In diesen Niemandsländern erforscht Exilliteratur neue ästhetische Möglichkeiten, die in dieser Ausgabe des *exilographen* am Beispiel einzelner Lektüren und Reflexionen nachgezeichnet werden sollen.

Claudia Röser

8 Jacques Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*, aus dem Französischen von Michael Wetzels, München 2003.

9 Sahl: „Gast in fremden Kulturen“, 145.

10 Klaus Mann: *Tagebücher 1940-1943*, hg. von Joachim Heimannsberg, Peter Laemmler und Wilfried F. Schoeller, München 1991, 25.

Zum Weiterlesen:

Wulf Köpke: „Das Sprachproblem der Exilliteratur in der Sprachgeschichte“, in: *Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. von Werner Besch u. a., Bd. 4, 2. vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Berlin, New York 2004, 3110–3116.

Dieter Lamping: „Linguistische Metamorphosen: Aspekte des Sprachwechsels in der Exilliteratur“, in: *Germanistik und Komparatistik*, hg. von Hendrik Birus, Stuttgart 1995, 528–540.

Susanne Utsch: *Sprachwechsel im Exil: die „linguistische Metamorphose“ von Klaus Mann*, Köln u. a. 2007.

„Der geborene Englisch-Spieker“

Mascha Kaléko und der Sprachwechsel im Exil

„Wenn unsereins se lengvitsch spricht / So geht er wie auf Eiern. Der Satzbau wackelt, und die grammar hinkt / Und wenn ihm ein ti-ehtsch gelingt, / Das ist ein Grund zum Feiern“.

Es ist die existentielle Erfahrung des Sprachverlustes, die sich hier, über die humorvolle Schilderung des alltäglichen Ringens der Emigranten mit der Fremdsprache, in Mascha Kalékos Gedicht „Momentaufnahmen eines Zeitgenossen“ arti-

kuliert. Das Sprechen im Exil wird zum Balanceakt. In der Sprache des Exillandes bewegt sich der Emigrant auf unsicherem, auf schwankendem Boden. Durch Vertreibung und Flucht gewaltsam von der alten Sprache abgetrennt, in der neuen (noch) haltlos, befindet er sich in einem Zustand des sprachlichen Übergangs, dessen Dauer und Ausgang ungewiss ist. Das Nebeneinander und Zugleich von Fremd- und Heimatsprache öffnet



Mascha Kaléko (1907–1975)
© Rowohlt Archiv

1929 tritt Mascha Kaléko erstmals öffentlich als Dichterin in Erscheinung. Die Zeitschrift *Der Querschnitt* druckt zwei ihrer Gedichte: „Spießers Frühlingserwachen“ und „Zwischen zwei Fenstern“. Beide sind im Berliner Dialekt geschrieben. Nicht nur stilistisch, auch inhaltlich sind Kalékos Gedichte eng mit dem Großstadtleben verbunden. 1933 erscheint ihr erster Gedichtband. *Das lyrische Stenogrammheft. Verse vom Alltag*. Das Debüt findet viel Anerkennung und verkauft sich gut. Ab 1935 darf Kaléko auf Grund des von den Nationalsozialisten verhängten Schreibverbotes nicht mehr publizieren. Ihr zweiter Band, *Kleines Lesebuch für Große. Gereimtes und Ungereimtes*, wird noch in der Druckerei beschlagnahmt. 1938 flüchtet Kaléko mit Mann und Sohn aus Berlin ins amerikanische Exil. Nach der Flucht nach Übersee blieben Veröffentlichungserfolge aus. Erst 1945 erscheint unter dem Titel *Verse für Zeitgenossen* wieder ein Gedichtband. Schmerz und Trauer prägen die darin enthaltenen Gedichte ebenso wie das Gefühl von Heimatlosigkeit und Heimweh. 1960 emigriert Kaléko mit ihrem Mann nach Jerusalem. 1974 tritt sie ihre letzte Reise nach Europa an. Auf dem Rückweg nach Israel stirbt sie 1975 in Zürich.

1 Mascha Kaléko: „Momentaufnahmen eines Zeitgenossen“, in: M. K.: *Verse für Zeitgenossen*, hg. von Gisela Zoch-Westphal, Hamburg 1980, 44.

dabei einen sprachlichen Zwischenraum, den es zu durchqueren, bzw. in dem es sich zu verorten gilt. Die Grenzen und Möglichkeiten dieses Raums, die Bewältigungsstrategien in Bezug auf diesen Zustand des Dazwischen, macht Kaléko zum Thema ihrer „Momentaufnahmen“.

Wirft das Gedicht mit der ersten Strophe einen liebevoll ironischen Blick auf die alltäglichen Mühen, die das Sprechen in der neuen Sprache den Emigranten abfordert, rückt die zweite Strophe, mit deutlich sarkastischem Unterton, einen Herrn in den Mittelpunkt, dem die kulturelle und sprachliche Anpassung hingegen scheinbar ganz mühelos gelingt. „Nicht so der Herr, den ich im Auge habe, / Oder besser gesagt: uffm Kieker. / Dem ist alles Emigrantische fremd. Er ist der geborene Englisch-Spieker“. Betont kritisch beschreibt das Gedicht so einen Emigranten, der darum bemüht ist, den sprachlichen Zwischenraum im Eiltempo zu durchschreiten und möglichst bald hinter sich zu lassen. Genau dies aber ist, so legt das Gedicht nahe, nicht so einfach wie es der beschriebene Zeitgenosse wohl selbst glauben will. Gut gelernte Vokabeln sind noch keine Eintrittskarte in die neue Sprache. So hat der Auserkorene der „Forrenlegvitsch-Göttin“, dem „alles Emigrantische fremd“ ist, die Barrieren des Sprachwechsels nur scheinbar überwunden. Tatsächlich bleibt er doch gerade als der „geborene Englisch-Spieker“ von der Differenz der Sprache gezeichnet. Seine sprachliche Existenz ist eine paradoxe, seine sprachliche Heimat das Niemandsland: „Kommt es drauf an, so spricht der Mann / Selbst Esperanto wie ein Eingeborner“. Anders als der zwischen den Sprachen balancierende Emigrant sitzt die so beschriebene „Ausgeburt von Sprachtalent“ zwar fest im Sattel, wenn er „[d]es „Königs Englisch“ hoch zu Roß spazieren“ fährt. Unüberhörbar jedoch, dass der vermeintlich noble Klang bloß zweite Wahl, nur „second hand“ Akzent ist. Das Sprachtalent, so die spöttische Kritik, ist nicht in der fremden Sprache angekommen, sondern hat sich von einer eigenen, einer authentischen Sprache entfremdet. Dabei geht es längst nicht mehr allein um eine sprachliche Bewältigung des Alltags. Denn noch „Befreit vom Zwang, gebildet zu parlieren, / Im engen Kreis, wo man einander kennt“, bemüht „se pörfekt Lord“ aus „Leibzisch“ die Maske des souveränen Sprechers. Doch das Aufgehen in der Sprache, die absolute Integration, gelingt nicht. Was er spricht ist nicht *the language*, es ist „se lengvitsch“. Und diese schreibt sich nicht nur anders sondern klingt auch so. Das Englisch mit deutschem Akzent ist ein anderes, als jenes der Muttersprachler. Der „Englisch-Spieker“, der aus der Sprache kommt, und in die andere will, hat den Zwischenraum der Sprache(n) nicht verlassen. Der Sprach-

Momentaufnahmen eines Zeitgenossen

*Wenn unsereins „se längvitsch“ spricht,
so geht er wie auf Eiern.
Der Satzbau wackelt, und die „grammar“
hinkt.
Und wenn uns etwa ein „ti-ehsch“ gelingt,
das ist ein Grund zum Feiern.*

*Nicht so der Herr, den ich im Auge habe.
Oder besser gesagt: uffm Kieker.
Dem ist alles Emigrantische fremd.
Er ist der geborene Englisch-Spieker.
Der Forrenlängvitsch-Göttin Auserkorer.
Kommt es drauf an, so spricht der Mann
selbst Esperanto wie ein Eingeborner.*

*Befreit vom Zwang, gebildet zu parlieren,
im engen Kreis, wo man einander kennt,
fährt diese Ausgeburt an Sprachtalent
des „Königs Englisch“ hoch zu Roß spazieren,
in seinem Oxford-(second hand) Akzent.*

*Se pörfekt Lord. Ich kenn ihn noch aus Sachsen.
Da sprach er auch des „Geenigs“ ABC.
Wie war das heimatliche weiche B
in Leibzich ihm zurzeit ans Herz gewachsen!
Den Untertanenstolz aus königstreuen Tagen
hat er auf achtundvierzig Staaten übertragen.
Der kroch in Preußen schon auf allen vieren.
Hier sinds die angelsächsichen Manieren.*

*Wer mit den Wölfen heult, der heult mit allen
Tieren.¹*

Mascha Kaléko

wechsel, so legt das Gedicht nahe, bietet keinen Ausweg aus dem Dazwischen. Die existentiellen Leerstellen, die die gewaltsame Abtrennung von Heimatland und Heimatsprache verursachen, lassen sich nicht mittels der Aneignung der Fremdsprache auflösen oder harmonisieren.

Eine andere Strategie verfolgt im Umgang mit dem Dazwischen das Gedicht selbst. Dem Versuch der völligen sprachlichen Assimilation des „Englisch-Spiekers“ hält Kaléko eine sinnliche Mischsprache entgegen, die sich nicht bemüht, dem sprachlichen Zwischenraum des Exils zu entkommen, sondern vielmehr erst aus seinen spezifischen Bedingungen entsteht. Kaléko bricht mit der Vorstellung einer vermeintlichen Einheit bzw. Geschlossenheit der Sprache, indem sie Lokalkolorit und Akzent zum Bestandteil ihrer Momentaufnahme macht, nicht nur das Leipziger „heimatliche weiche B“ und die Berliner Schnauze nebeneinander stellt, sondern

beide in Beziehung zu der „lengvitsch“ setzt. Die Zwischentöne gewinnen wortwörtlich Raum. Die im Exil durch den Sprachverlust verursachte Erschütterung versucht Kaléko nicht durch Wiederherstellung eines vermeintlichen sprachlichen Gleichgewichts aufzuheben. Statt die Stolpersteine zu umgehen, macht sie diese zum Mittelpunkt ihrer Kunstsprache. In den „Momentaufnahmen“ zeigt sich, wo, vor dem Hintergrund des existentiellen Verlustes, das Aufeinanderprallen der Sprachen Räume schafft, die sich nicht über den Mangel, sondern das produktive Potential der

Sprachbruchstellen definieren. Im Zuge der Auseinandersetzung mit der fremden Sprache verweist Kalékos „ti-ehtsch“ damit nicht nur auf eine alltägliche sprachliche Hürde und den Versuch ihrer Überwindung, sondern vor allem auch auf eine Verbindung. So wird, was dem englischen Muttersprachler nicht mehr als ein einfacher Laut, hier zur zentralen Metapher einer Existenz im sprachlichen Zwischenraum, in der kreative Neuschöpfung und unwiderruflicher Verlust der Sprache stets zusammen gedacht werden.

Sandra Narloch

„Der kleine Unterschied“

Das Problem der Übersetzung in Mascha Kalékos Exilgedichten

Das Gedicht „Der kleine Unterschied“ von Mascha Kaléko beschäftigt sich mit dem Problem des Sprachwechsels im Exil. Wie im Gedicht vorgeführt, scheint eine Übersetzung von der deutschen Sprache in die englische zwar theoretisch möglich, bestimmte sprachliche Wendungen lassen sich jedoch nicht adäquat übernehmen. Übersetzung bedingt immer eine Bedeutungsverschiebung. Zwar gibt es einige „Gewissheiten“ – das englische „land“ entspricht dem deutschen „Land“ – doch unterläuft die lyrische Sprache diese Gewissheiten sofort wieder.

Das Gedicht inszeniert ein kurzes Gespräch zwischen einem nicht näher beschriebenen deutschen Emigranten und einem „Mister Goodwill“, was mit „Wohllollen“ übersetzt werden kann. Der anonyme, entpersonifizierte Emigrant antwortet offensichtlich auf die Forderung des wohlwollenden Muttersprachlers, endlich den Sprachwechsel ins Englische zu vollziehen: „[G]ewiß, es bleibt dasselbe“, stimmt er zu, ob man land oder Land sage, mache keinen Unterschied. Offenbar ist *land/Land* übersetzbar, ohne dass etwas von seiner Bedeutung verloren geht. Eigentlich ist dies auch bei „glücklich“ und „happy“ der Fall, doch an dieser Stelle erfolgt im Gedicht ein Bruch: Auf einmal werden die „Gewissheiten“ der Sprache unsicher. Die Wiederholung des Wortes „gewiß“ stellt auf sprachlicher Ebene eine Parallelität her, die aber inhaltlich die beiden Übersetzungen einander gegenüberstellt: Wenn der Emigrant das Wort „happy“ benutzt, hat dieses für ihn nicht die gleiche Bedeutung wie die deutsche Übersetzung glücklich. Es findet also eine Verschiebung statt: Die mit dem Wort glücklich verbundenen Assoziationen und Konnotationen lassen sich nicht in die andere Sprache übertragen. Zwar können die englischen Wörter korrekt übersetzt werden, doch es fehlt der emotionale Bezug zu ihnen.¹ Die

englischen Wörter bleiben Worthülsen, auswendig gelernte Vokabeln, in denen die Emigranten sich nicht vollständig ausdrücken können. „Ohnehin“, formuliert der Exilautor Georg Stefan Troller, „bleibt jede Übersetzung für den Feinfühligen eine zweischneidige Sache, denn wie oft sind Worte und Erfahrungen verschiedener Kulturen schon deckungsgleich?“²

Dieser „kleine Unterschied“ wird für Schriftsteller zu einem Problem, da die Sprache ihre Eigentlichkeit verliert und sich selbst fremd wird. Mascha Kaléko behielt im Exil Deutsch als die Sprache bei, in der sie ihre Gedichte schrieb, während Englisch zu der Sprache wurde, die sie im Alltag gebrauchte. Hinter dem Euphemismus „Der kleine Unterschied“ verbirgt sich also tatsächlich ein nicht selten existentielles Problem von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die ihre Kultursprache aufgeben mussten und dadurch die Grundlage für ihr dichterisches Schaffen verloren.

Alexandra Müller

Der kleine Unterschied

Es sprach zum Mister Goodwill

Ein deutscher Emigrant:

*„Gewiß, es bleibt dasselbe,
sag ich nun land statt Land,
sag ich für Heimat homeland
und poem für Gedicht.*

Gewiß, ich bin sehr happy:

Doch glücklich bin ich nicht.³

Mascha Kaléko

¹ Vgl. Tanja Lange: „Kulturkonflikte (über)leben. Die sprachlichen und literarischen Strategien der jüdisch-deutschen Schriftstellerin Mascha Kaléko“, in: *Literatur und Kultur in Grenzräumen*, hg. von T. L., Frankfurt a. M. 2002, 111–123, 121.

² Georg Stefan Troller: „Sprache und Emigration. Vom Überleben der deutschen Künstler in erzwungener Fremde“, in: *Lette International* 87 (2009), 94–99, 97.

³ Mascha Kaléko: „Der kleine Unterschied“, in: M. K.: *In meinen Träumen läutet es Sturm. Gedichte und Epigramme aus dem Nachlass*, hg. und eingel. von Gisela Zoch-Westphal, München 1977, 52.

Zum Weiterlesen:

Mascha Kaléko: *Das lyrische Stenogrammheft*, Hamburg 1956.

Mascha Kaléko: *Verse für Zeitgenossen*, Hamburg 1958.

Mascha Kaléko: *Das himmelgraue Poesie-Album der Mascha Kaléko*, Berlin 1968.

Mascha Kaléko: *Der Gott der kleinen Webfehler. Spaziergänge durch New Yorks Lower Eastside und Greenwich Village*, hg. von Gisela Zoch-Westphal, Berlin 1981.

Mascha Kaléko: *In meinen Träumen läutet es Sturm. Gedichte und Epigramme aus dem Nachlaß*, hg. von Gisela Zoch-Westphal, München 1977.

Mascha Kaléko: *Die paar leuchtenden Jahre*, hg. von Gisela Zoch-Westphal, München 2006.

Andreas Nolte: „*Mir ist zuweilen so als ob das Herz in mir zerbrach*“. *Leben und Werk Mascha Kalékos im Spiegel ihrer sprichwörtlichen Dichtung*, Bern u. a. 2003.

Ilona Ostner: „Mascha Kaléko. Gedichte“, in: *Weltliteratur zwischen den Disziplinen*, hg. von Wilfried Barner, Göttingen 1997, 187–208.

Jutta Rosenkranz: *Mascha Kaléko. Biografie*, München 2007.

Beate Schmeichel-Falkenberg: „Hoere, Teutschland! Mascha Kalékos Verse aus dem Exil“, in: *Deutschsprachige Exillyrik von 1933 bis zur Nachkriegszeit*, hg. von Jörg Thunecke, Amsterdam u. a. 1998, 199–215.

Karina von Tippelskirch: „Mimikry als Erfolgsrezept. Mascha Kalékos Exil im Exil“ in: *Ästhetiken des Exils*, hg. von Helga Schreckenberger, Amsterdam u. a. 2003, 157–171.

Sprachwechsel und Dialekt

in Oskar Maria Grafts *Die Flucht ins Mittelmäßige* (1959)



1 Oskar Maria Graf: *Die Flucht ins Mittelmäßige*. Ein New Yorker Roman, Frankfurt a. M. 1959, Seitenangaben im Text.

Die Figuren aus O. M. Grafts *New Yorker Roman* leben im „Pent-House-Appartement“, fahren mit dem „Elevator“ oder der „Subway“ und diskutieren im „Living-Room“. Vordergründig jedoch bilden sie einen Kreis deutschsprachiger Intellektueller im New York der 1950er Jahre, die sich dem empfundenen Sog der amerikanischen Mittelmäßigkeit, dem ‚göttlichen Durchschnitt‘ (W. Whitman) zu widersetzen versuchen. In diesem Kreis „sprach man das vertraute, sogar noch von den verschiedenen Dialekten gefärbte Deutsch, in welchem sich jeder ganz und gar gehen lassen konnte. Auch wenn sich bereits Anglizismen dareingemischt hatten, klang es noch immer unverwüstlich gewohnt.“ (11) Für jene Gruppe von „Diasporiten“ (139) stellt sich auf unterschiedliche Weise die Frage, in welchem Verhältnis *nach* dem Zweiten Weltkrieg Begriffe wie Exil und Diaspora zu ihrem Herkunftsland zu denken sind. Der Text zeigt über die Figurenkonstellation nicht nur verschiedene Modelle von Exil, (jüdischer) Diaspora und politisch sowie wirtschaftlich motivierter Migration auf, sondern spiegelt diese zugleich im unterschiedlichen Umgang der Figuren mit dem ‚Sprachproblem‘ wider. Gemeinsam ist den selbsternannten „Berufsimmigranten“ (96) des Kreises um die Hauptfigur Martin Ling das Gefühl der Nichtzugehörigkeit, „kein passendes Land“ zu finden, weder in den USA noch „drüben“ (96). Ling

befindet sich im New Yorker Exil in einem ‚Niemandland‘, einer Situation, aus der für seine Figur und von ihr ausgehend nur Zerstörerisches erwächst. Der aufstrebende „Storyschreiber“ (348) ist auch nach 20 Jahren kaum des Englischen mächtig und von Übersetzungen anderer abhängig. Die Verweigerung der fremden Sprache findet ihre Parallele in der Verweigerung des Kriegsdienstes, die seine Einbürgerung in die USA verhindert hat, ihn tatsächlich staatenlos macht. Bei anderen Figuren reicht dagegen die Anpassung „von den weltmännisch-saloppen, hypermodernen Hemden, Jacken und Anzügen bis zur genauen Nachahmung des New Yorker Englisch“ (16). Diese Position des ‚Dazwischen‘ wird auf der Ebene der Figurenrede durch eine hybride Sprachmischung des Deutschen und Österreichischen mit Anglizismen und amerikanischen Redewendungen gestaltet, etwa beim Literaturagenten Joe Stone alias Josef Stein: „Cut it, cut it. Cutten Sie auf my risk, verstehen Sie mich, ja? Cutten Sie, meinetwegen.“ (260) Der Deutschprofessor Laschinski fasst das Streben nach Anerkennung, Erfolg und Einzigartigkeit zusammen: „Weil’s keinem von uns so richtig gelungen ist, sich zum absoluten Amerikaner zu mausern, sind wir auch denen böß [...]. Keiner von uns verträgt es, daß man ihn nicht anders anschaut und einschätzt wie jeden x-beliebigen Dutzendkerl.“ (355)

Gegenpart zu dem ambitionierten Kreis der Exilanten sind Lings Vermieter, die schwäbische Familie Emmerle, lange vor dem Zweiten Weltkrieg aus wirtschaftlichen Beweggründen emigriert. „Mischer Martin“ flüchtet sich in ihre Mittelmäßigkeit und beginnt eine Affäre mit der verheirateten Tochter Bärbel. Während der Dialekt bei den „Diasporiten“ als Atavismus das Abgeschnittensein von jedem sprachlichen Ursprung nur noch stärker hervorhebt, wirkt er bei den Emmerles vordergründig unbeholfen und lächerlich, aber auch ungebrochen. „Well, unsere Kinder, die sind gar nimmer fürs Daitsche. [...] Die schwätze bloß noch amerikanisch, aber sie machet guat aus.“ (78) Mitgliedschaft im Schwabenverein, anheimelnde Gemütlichkeit bei Gänsebraten, Rotkohl und Schwarzwälder Kirschwasser (vgl. 237) – mit den Emmerles und der „deutschen Provinzstadt“ in Miniatur (172), dem New Yorker Stadtteil Yorkville, entwirft der Text über den Aspekt des sprachlichen Vermögens beziehungsweise Unvermögens eine weitere Variante der diasporischen Existenzweise. Neben dem ‚Niemandland‘ und dem Versuch eines hybriden ‚dritten Raums‘ des Exilantenzirkels, existiert eine konservierte deutsche Sprach- und Kulturinsel. Die Emmerles, die das schwäbische Vorgebirge nach New Jersey und den deutschen Sonntag in Lings Exil zu bringen vermögen (vgl. 290), verkehren als Einzige unbefangen zwischen den Kontinenten: „Aber halt unser Deutschländli, wisset Sie, 's ischt sch' wunderschnes Ländli, wunderschö! Arg viel habe die arme Leut' mitmache müsse! [...] Aber ma' lasset sich's nit verdrieße. Jeder werkelt und schafft, und überall geht's aufwärts“ (199). Der Text nimmt hier eine Kontrastierung zwischen erzwungenem Exil und frei gewählter Emigration vor: So wenig dem amerikanischen Lebensstil angepasst, entwirft der Text die Emmerles als Emi-

granten – eben nicht Exilanten im engeren Sinne –, die mit ihrer Existenz in den USA nicht zu hadern scheinen. Für das Leben der Exilanten wird dagegen angemerkt, sie könnten Englisch lernen, die amerikanische Staatsbürgerschaft annehmen, sich einleben, Anstellung und Erfolg haben, es bliebe trotz dessen bloß alles „dünner Firnis [...], es ist bloß Selbsttäuschung“ (101).

Die Flucht ins Mittelmäßige thematisiert anhand von Sprache und Dialekt die Problematik des ‚Diasporit‘-Seins als „weder europäisch geblieben noch amerikanisch geworden“ (316). In der Figur des Professor Oskar Marcus Luffinger wird das Verzweifelte und Resignierte der Diasporit-Existenz zugespitzt: Ehemals aus Deutschland in die USA geflohen, geht er für eine Anstellung nach Berlin zurück. Sich dort ebenfalls unzugehörig und fremd fühlend, verlässt er Deutschland ein zweites Mal, um sich schließlich, zurück in New York, das Leben zu nehmen. „Hm, very bad, das mit dem Osma, very bad“ (113) kommentiert eine der amerikanisch-assimilierten Figuren dieses Exilantenschicksal. Die bereits in den USA geborene Bärbel kann den Widerspruch auflösen, denn „wie ich noch bei Vaterli und Mütterli g'wese bin, da han ich immer g'meint, ich bin gar nit in Amerika, ich bin im Schwobeländli“ (291). Während die produktive Mitteltätigkeit der Exilanten im Sinne eines Übersetzungsprozesses zwischen den Kulturen und Sprachen zur Disposition gestellt wird, bezeichnet Bärbel als Amerikanerin paradoxerweise Deutschland als ihre Heimat, die sie nie gesehen hat. ‚Heimat‘, im Sinne einer nationalen Zugehörigkeit, wird durch den Text die Bedeutung aberkannt. „*Daheimsein*“ (291) wird stattdessen als Kategorie eingeführt, die beliebig dem Territorialen entkoppelt werden kann.

Sonja Dickow



Oskar Maria Graf (1894–1967)
© Bayerische Staatsbibliothek
München / Fotoarchiv Timpe

1911 schließt sich Graf in München dem Kreis um Erich Mühsam an und tritt ab 1912 mit ersten literarischen Texten hervor. Expressionistische Gedichte werden 1914 in der Zeitschrift *Aktion* veröffentlicht. Nach der Einberufung zum Militär, Befehlsverweigerung und Entlassung auf Grund eines psychiatrischen Gutachtens, engagiert sich Graf politisch. Mit dem gewählten zweiten Vornamen Maria veröffentlicht Graf nun Rezensionen und Kurzgeschichten. Während der Räterepublik ist er als Zensor für die bürgerliche Presse tätig. Bekanntschaft mit Brecht schließt Graf 1920 als Dramaturg in München. Zwei Jahre später wird der erste Band mit seinen Erzählungen in Berlin veröffentlicht, erfolgreiche Lesungen und zahlreiche Publikationen folgen, die Graf 1927 international bekannt machen. Zu Beginn der 1930er Jahre setzt sich sein politisches Engagement in proletarisch-revolutionären Kreisen fort, das ihn 1933 ins österreichische Exil führt und ein Jahr später, nach seiner Ausbürgerung durch die Nationalsozialisten, nach Prag, wo er als Mitherausgeber der Zeitschrift *Neue Deutsche Blätter* wird. Im Jahr 1938 folgt die Flucht in die USA, Graf wird Vorsitzender der *German-American Writers Association*, Mitarbeiter der deutsch-jüdischen Zeitschrift *Aufbau* und 1944 Mitbegründer des *Aurora-Verlags*. Er erhält 1957 die amerikanische Staatsbürgerschaft, Ehrungen für sein literarisches Werk und seine pazifistische Haltung folgen. Ab 1958 unternimmt Graf Reisen in das Nachkriegseuropa und wird 1964 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR.

Zum Weiterlesen:

Oskar Maria Graf: *Autobiographische Schriften*, München u. a. 1994.

Oskar Maria Graf: *Erzählungen aus dem Exil*, Frankfurt a. M. 1994.

Oskar Maria Graf: *Der Abgrund: ein Zeitroman*, München u. a. 1994.

Georg Bollenbeck: „Vom Exil zur Diaspora: zu Oskar Maria Grafs Roman ‚Die Flucht ins Mittelmäßige‘“, in: *Exilforschung* 3 (1985), 260–269.

Valerie Popp: „Vielleicht sind die Häuser zu hoch und die Straßen zu lang: Amerikabilder der deutschsprachigen Exilliteratur“, in: *Die Alchemie des Exils*, hg. von Helga Schreckenberger, Wien 2005, 109–127.

Heinz Ulrich Schmidt: „Die ganze Heimat und das bißchen Vaterland...: New York als Fluchtpunkt des Exils für Soma Morgenstern, Oskar Maria Graf und Isaac Bashevis Singer“, in: *Migrationsliteratur*, hg. von Klaus Schenk, Tübingen u. a. 2004, 267–285.

Barbara Weber und Angelika Rahm: „Krise des Mittelmäßes: zu Oskar Maria Grafs Roman ‚Die Flucht ins Mittelmäßige‘. Über das Exil in New York“, in: *Anpassung und Utopie*, hg. von Thomas Kraft, München 1987, 28–44.

Sonntag, 21. 9. 75

Du Lieber,

hab immer noch nicht geschrieben, wie du wohl gemerkt hast, und dein lieber langer Englandbrief vom 20.7. ist immer noch unbeantwortet. Grund: Du kennst dein Leben, dein Schönes wohl immer etwas abgewinnen, und ich bin zuweilen eben ganz tot, du kennst mich ja. Auch Urlaubsreise nach Deutschland fiel aus, die Isolation schien undurchbrechbar, und ich war lange sehr tief unten. Benutze eine kleine Aufwärtskurve, um mich auf sie heranzusetzen und dir zu schreiben. Natürlich, das sagtest du, eine solche sporadische Briefschreiberei magst du nicht recht. Aber was ist da zu tun?

Das Buch ist nun fertig getippt - immer noch "unser" altes - und nun fängt der Kampf um einen guten Verleger an, für den ich energiemäßig kaum gerüstet bin. Habe übrigens den Titel des Buches geändert, Umschlag etwa so:



Nur eine ungefähre Skizze, aber der Text genau so wie hier. Ob dir dieser neue Titel gefällt?

Schade, daß das Buch nun zuende ist, es füllte doch die liebe "Arbeitszeit" meines jetzigen "Berufes" aus. Nun, will versuchen, von dir zu lernen, ein wenig "solipsistisches" Mensch zu werden, Deine Burg Conway zu sehen, bildlich gesprochen und somit realiter gesprochen.

Bless you - Hoffentlich weiter positiv-empfindliche Stimmung in Oldenburg!
Dein Werner

Sprach- und Briefwechsel

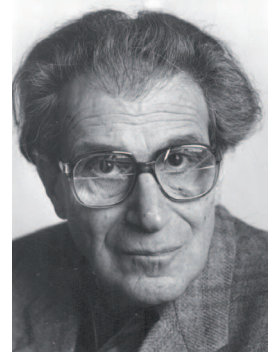
Fundstelle

Mit seinem zweisprachig-zweideutigen Liebesbriefroman *Dear Doosie* machte Werner Lansburgh 1977 den Sprachwechsel zum literarischen Gestaltungsprinzip. Aus dem schwedischen Exil heraus sucht der Verfasser mit häufig mehrfach innerhalb eines Satzes zwischen Deutsch und Englisch wechselnden Briefen den Kontakt zu der in Pygmalion-Manier zum Leben erweckten deutschen Leserin Du-Sie. Die autobiografischen Bezüge werden von Lansburgh, der nach 1933 zunächst Jura-Student in der Schweiz, dann Garagenarbeiter in Spanien, Spanischlehrer in Italien und zuletzt Korrektor und Archivarbeiter in Schweden war, keinesfalls verdeckt. Die Einsamkeit des Exils, der Verlust der Sprache und die Erfolglosigkeit jeglicher Rückkehrversuche nach Deutschland und in die Arme einer deutschen Leser(innen)schaft, wie sie sich Lansburgh bereits in seinem Roman *Schloss Buchenwald* (1971) als „Phantasmagorie der Rückkehr“ herbeigeschrieben hatte, sind auch in *Dear Doosie* in die englischen Konversations- und literarischen Leibesübungen eingewoben. Ironischerweise ermöglichte erst der immense Erfolg

von *Dear Doosie* und den beiden Folgeromanen *Wiedersehen mit Doosie* (1980) und *Holidays for Doosie* (1988) dem betagten Autor die tatsächliche Rückkehr nach Deutschland. Lansburgh lebte zuletzt abwechselnd in Hamburg und Uppsala, wo er 1990 starb.

In den Beständen des P. Walter Jacob Archivs befindet sich eine von Werner Lansburghs zahlreichen (nicht-literarischen) Korrespondenzen, die sein unbeirrtes Bemühen um Kontaktaufnahme nach Deutschland dokumentieren. Der aus der Zuschrift einer Radiohörerin entstandene Briefwechsel mit Editha Ruß, aus dem auf der vorhergehenden Seite ein Beispiel abgedruckt ist, erstreckt sich über die Jahre 1973 bis 1976 und begleitet u. a. Entstehungsprozess, -schwierigkeiten und -krisen von Lansburghs Erfolgsroman. Der vorliegende Brief thematisiert die „Isolation“ im schwedischen Exil, die Lansburgh durch eine Rückkehr nach Deutschland aber auch durch seine literarische Arbeit zu überwinden sucht.

Sebastian Schirrmeyer



Werner Lansburgh
(1912-1990)
© Renate Thiele

Von der Teilung der Sprache

Reflexionen mit Jacques Derridas Die Einsprachigkeit des Anderen¹

... am Beginn der Aussprache war zu hören:

„Ich verstehe dich nicht“ – ein Satz, der bezeugt, dass das Teilen der Sprache auch dort nicht immer selbstverständlich ist, wo es zunächst vorausgesetzt worden ist. „Ich verstehe dich nicht“, dieser Satz geht vom Verstehen wenigstens noch dieses Satzes aus, der ansonsten die geteilte Sprache als diese fragwürdig werden lässt. Wir hören und sprechen solche Sätze, sie begegnen in Dialogen, in denen das Gespräch, das leicht schien, in Anstrengung umzuschlagen beginnt. Wo man sich einig glaubte, werden auf einmal Unterschiede vernehmbar: Ich verstehe dich nicht, obwohl du doch dieselbe Sprache sprichst, obwohl mein Gehör gut ist, die Akustik des Raumes hinreichend, deine Worte so aneinandergereiht durchaus einen Satz ergeben, der grammatikalische Korrektheit impliziert, dennoch: Ich verstehe dich nicht. Teilen wir wirklich noch dieselbe Sprache? Wenn du das Gespräch mit mir fortsetzen willst, wenn diese Aussprache nicht im Aus unserer Sprache, unserer Beziehung enden soll, wenn dies ein Gespräch zwischen uns sein und bleiben soll, dann möchte ich dich fragen: ...

1. ... kannst du es anders sagen ...?

Innerhalb eines Gesprächs beginnt die Gemeinschaft mit dem Anderen gerade durch die Sprache problematisch zu werden. Sind wir noch eine Sprach-Gemeinschaft, wenn wir doch nicht mehr dieselbe Sprache zu sprechen scheinen? Die Teilung der Sprache wird nun nicht mehr im Modus der Zusammenkunft, sondern der Trennung erfahrbar: Mit dem Sprechen des Anderen errichtet sich die Grenze des eigenen Verstehens, hinter der eine andere Sprache, die Sprache des Anderen nun zu hören ist. Dieselbe Welt scheint er nicht mehr bewohnen zu können, sonst wäre er doch verstehbar, ist er vielleicht mit seinem Standpunkt, den er da mitzuteilen scheint aus dieser verrückt? Oder bin Ich verrückt (ge-)worden?

2. ...kannst du es von woanders sagen...?

Die Sprache zieht eine Grenze. Sie tut es immer schon, auch dort, wo diese nicht hörbar wird. Sie teilt sich mit, als diese Sprache mit diesen Möglichkeiten des Sprechens, mit den Möglichkeiten ihrer Aufteilung (im Sinne der Ordnungen und Begrenzungen, den Möglichkeiten des Unter-, und Abtei-

¹ Jacques Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*, aus dem Französischen von Michael Wetzels, München 2003, Seitenangaben im Text.

lens, den Sortierungen und Spaltungen), mit den Möglichkeiten ihrer Gemeinschaftsbildung (im Sinne der Teilung eines gemeinsamen Ortes – den Möglichkeiten sich durch sie in ihm zu verorten). Die Sprache ist der Ort, der der Identität zugewiesen wird, um sich ausweisen und aussprechen zu können. Damit ist sie die Grenze der aussagbaren Identität und somit die Grenze, die immer schon überschritten ist, wo das Ich (als Individuum, das per definitionem auf Unteilbarkeit besteht) sich in ihr mit-zu-teilen beginnt, dann „hätte sich also dieses Ich in einer unauffindbaren Situation gebildet, wobei es immer anderswohin, auf anderes, eine andere Sprache, den anderen im allgemeinen verweisen würde“ (53).

Das Individuum existiert also niemals als das, das es vorgibt zu sein, es muss sich immer schon aus seiner eigenen Mitteilbarkeit verrücken – das bedeutet doch: das Individuum ist nur zum Preis des ausgesprochenen Wahnsinns zu haben, es verschwindet sofort, wo es sich sprachlich bezeugt. Es lauert fortan als Gespenst der Sprache auf, die es heimzusuchen beginnt (Heimsuchung im Sinne einer Schuld der Sprache, die durch das Sprechen des Individuums in diese zurückkehrt, Heimsuchung im Sinne einer radikalen Anfrage an die Bedingungen der „heimischen Sprache“, an die Möglichkeiten der „Sprache als Heimat“). Das Individuum als das, was zur Teilung – also zur Mitteilung und damit seiner eigenen Abschaffung gezwungen ist – ist damit immer einsprachig und mehrsprachig zugleich: „*Man spricht immer nur eine einzige Sprache – oder vielmehr ein einziges Idiom. Man spricht niemals eine einzige Sprache – oder vielmehr, es gibt kein reines Idiom*“ (21). Die Teilung des Individuums verdoppelt sich mit dem Idiom, das sowohl die Eigen-Sprache, als auch die Nationalsprache (die Sprache, die sich die Nation angeeignet hat, im Sinne einer Inbesitznahme, einer Deklaration von Eigentum) markiert.

3. ... gibt es einen Anlass, das zu sagen ...?

Wenn das Individuum also schon im Moment seines Sprechens seine „Einzigartigkeit ohne Einheit“ (130) bezeugt, in der Mitteilung seiner selbst, seinen Verlust einräumen muss, bemüht sich das Idiom der Nationalsprache um Absicherung, wo es auf den geteilten Raum verweist: Das Idiom der Nationalsprache als das ihr Eigene kann immer nur vom Standort der Nation behauptet werden, die ihre Teilung verdrängen will, weil sie nur als Einheit geteilt werden soll, sich nur als Einheit mitteilen und aussprechen will. Um von dieser Geschichte der Aneignung nicht zu sprechen braucht das Vaterland die Muttersprache, um die Kinder großzuziehen, die seinen Bestand sichern.

Wo am Ursprung eine uneinholbare Teilung steht, soll von nun an der Ursprung geteilt werden: Vaterland, Landeskind und Muttersprache treten nur in der Dreieinigkeitsauf, die von der Transzendenz die Zeitlosigkeit stehlen will, um sie der Natur einzulagern, als gäbe es in ihr nur Freisetzung von Ewigkeit, nicht einmal Reproduktion. Das so geteilte Idiom jedoch behält sein Spaltungspotential, es muss die Sprache des Anderen, die andere Sprache, die Mehrsprachigkeit verbieten, die den Ort der Eigensprache anzweifelbar werden lässt, es darf die eigene Verrücktheit nicht veraten, weil jede Grenzüberschreitung die eigene Begrenzung verrät, die Versperrung des Ursprungs, die Unmöglichkeit der Rückkehr. Die Sprachgemeinschaft ist der Ort, wo die Erinnerung an die ursprüngliche Verrücktheit in den festen Ort des kollektiven Gedächtnisses verbannt wird, der gegen die Zeitgeschichte die scheinbare Zeitlosigkeit des Mythos stellt. Das Idiom der Nationalsprache kann nur sich selbst und doch niemals sich selbst als Selbes erzählen, so wie das Individuum sich niemals als dieses mitteilen kann, wo es zu sprechen beginnt.

4. ... kann man noch widersprechen ...?

Es geht also um den Umgang mit Grenzen, es geht um das, was vor (zeitlich und räumlich) diesen Grenzen geschieht. Wenn das Idiom der Nationalsprache niemals sich selbst als Selbes erzählen kann, aber die Zeugenaussage zu seiner Begrenzung, seiner Teilung, seiner Verrücktheit verweigert, so kann es nicht mehr die geteilte Sprache der Sprachgemeinschaft sein, die sich verortet und Verortung verhandelt (räumlich und zeitlich) und nicht den Mythos bewohnt. Es muss die Einheit aufgeben, um sprechen zu können, um sprechbar zu sein. Das Idiom, das einzige Idiom, die einzige Sprache kann nur gesprochen werden durch Verlust ihrer Einheit, die Sprache kann nur geteilte Sprache sein, wo sie ermöglicht „an jene heterologische Öffnung zu appellieren, die ihr erlaubt, von etwas anderem zu sprechen und sich an den anderen zu wenden.“ (133)

Sprache nur durch die Mehrsprachigkeit ihrer selbst, wo erst im Verlust der Einheit Teilnahme (Anteilnahme, Mitteilbarkeit, also Übersetzung zur Gemeinschaft) möglich werden kann: Mit dem Aus der Einheit setzt die Aussprache ein.

[... wer sagt das ...?

Ich sage das, annemin konuştugu dilde değil.²

... kannst du es mit anderen sagen ...?

Nicht anders.]

Miriam N. Reinhard

2 Doch genau genommen ist dieses Sprechen, wenn auch nicht in dieser Sprache, immer ein Sprechen von dieser Sprache, von der Unteilbarkeit dieser Sprache, die sich mitzuteilen, zu übersetzen beginnt, denn „die Mutter als das einzige Unersetzbare aber immer Substitutive und genau genommen als Ort der Sprache ist dasjenige, was den Wahnsinn ermöglicht“ (106).

Veranstaltungen der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur

Sommersemester 2011

Exil und Exilforschung: Aspekte ihrer Aktualität

Lesung und Podiumsdiskussion
Dienstag, 28. Juni 2011, 19 Uhr

Den Auftakt der Veranstaltung machten im Lichtof des alten Gebäudes der Staatsbibliothek zwei Lesungen: Ursula Krechel trug aus ihrem Roman *Shanghai fern von wo* vor, in dem sie aus Deutschland und Österreich geflohene, jüdische und kommunistische Exilanten in Shanghai porträtiert. Ihre literarische Arbeit ist ein Beispiel der aktuellen Auseinandersetzung mit der klassischen Exilepoche 1933–45. Im Anschluss las Aris Fioretos aus *Der letzte Grieche*, einem postmodernen Auswanderer-Roman, in dem „Gehilfinnen Clios“ versuchen, eine „Enzyklopädie der Auslands-griechen“ zu erstellen, und auf diese Weise eine Migrationsgeschichte mit historischen Exilschicksalen verschränkt. Damit war ein Bogen zur anschließenden Podiumsdiskussion geschlagen, die sich mit neuen Themen und Tendenzen der Exilliteraturforschung beschäftigte.

Neben Ursula Krechel und Aris Fioretos diskutierte auf dem Podium Klaus Briegleb, Herausgeber der Werke Heines und inzwischen emeritierter Professor an der Universität Hamburg, wo er sich bereits in den 1970er Jahren mit Exilliteratur auseinandersetzte. Moderiert wurde die Podiumsdiskussion von der neuen Leiterin der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur, Prof. Dr. Doerte Bischoff.

Dem Podium zur Diskussion gestellt waren Fragen nach den Möglichkeiten und Formen des Umgangs mit dem Exil 1933–45, nach seinem Fortwirken in der Gegenwart, insbesondere der Gegenwartsliteratur, nach Phasen kultureller Erinnerung und wissenschaftlicher Paradigmen und nicht zuletzt dem Für und Wider einer Ausweitung der Perspektive auf allgemeine Exilstudien.

Die auf dem Podium versammelten Forscherinnen und Forscher resümierten zum einen die bisher geleistete Forschung im Bereich der Exilliteratur, die seit den 1970er Jahren minutiös die Bedingungen der oft einer Odyssee durch viele Länder ähnelnden Flucht sowie des Lebens und Schreibens im Exil rekonstruiert und beschrieben hat. Dabei sei die Sicherung der Spuren der Verfolgten vielfach als antifaschistisches Engagement begriffen worden, fasste Briegleb zusammen und

kritisierte die Einseitigkeit dieses Blickwinkels, der etwa das jüdische Exil und den Anschluss an neuere theoretische Auseinandersetzungen mit dem Exilbegriff außer Acht gelassen hätten. Zum anderen stellte sich anschließend die Frage, ob die Exilforschung angesichts politischer Veränderungen und verschiedener wissenschaftlicher Neuausrichtungen auf diese Weise weiter bestehen kann bzw. sollte. Vor dem Horizont von Diskussionen über Massenmigration, Staatenlosigkeit, aber auch von Transkulturalität, Transnationalität und hybriden Identitäten erscheine Exilliteratur in neuem Licht. Gerade auch mit Blick auf die zu Beginn der Veranstaltung vorgestellten konkreten literarischen Arbeiten stellten die Diskutanden die Notwendigkeit einer Rekonzeptualisierung und Ausweitung des wissenschaftlichen Begriffs von Exil und Exilliteratur fest.

Lesungen und Podiumsdiskussion sind als Aufzeichnungen, die Podiumsdiskussion auch als Transskript auf der Internetseite der Forschungsstelle abrufbar.

(Un)mögliche Gespräche. Erste Briefe aus dem Exil 1945-1950

Lesung, Buchvorstellung und Vortrag
Prof. Dr. Primus-Heinz Kucher (Klagenfurt)
Dienstag, 5.7.2011, 18 Uhr, Ossietzky-Lesesaal

In „Ersten Briefen“ nehmen ExilantInnen und ihre früheren Bekannten und KollegInnen, die 1933/38 in NS-Deutschland bzw. Österreich geblieben sind, nach dem II. Weltkrieg wieder Kontakt auf. Diese Briefe handeln nicht nur von einer eventuellen Rückkehr, sondern auch von der Frage, wie ein Gespräch überhaupt wieder möglich werden kann. Primus-Heinz Kucher stellte an diesem Abend den ersten, in einem größeren Forschungsprojekt zum Thema entstandenen Sammelband *Erste Briefe/First Letters* vor. In seinem anschließenden Vortrag berichtete Kucher dann genauer von einzelnen „NachkriegsnetzwerkerInnen“: Ausgehend von spezifisch österreichischen Exil- und Remigrationskontexten zeigte er den Stellenwert von kulturpolitisch maßgeblichen und z. T. auch literarisch tätigen Persönlichkeiten auf, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg um Kontakt zu ExilantInnen bemühten. Viele dieser NachkriegsnetzwerkerInnen hatten sich nicht vom herrschenden, nationalsozialistischen Regime vereinnahmen lassen, so dass ein Gespräch mit ExilantInnen tendenziell funktionieren konnte. Kuchers Vortrag





Johannes Evelein, Primus-Heinz Kucher, Helga Schreckenberger (Hgg.): *Erste Briefe / First Letters aus dem Exil 1945-1950. (Un)mögliche Gespräche. Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils*, München 2011.

führte im Detail vor, wie und unter welchen Prämissen diese Kontaktaufnahmen zustande kamen, sich entwickelten und dennoch meist nicht zur Remigration der ExilantInnen führten.

In einer anschließenden Lesung trugen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Forschungsstelle einige „Erste Briefe“ vor, die sich z. T. im P. Walter Jacob Archiv fanden, um die Schwierigkeiten der Kontaktaufnahme, die Ressentiments der Exilanten und Exilantinnen aber ebenso der Daheimgebliebenen, verschiedene Ausweichmanöver und echte Anteilnahme anschaulich werden zu lassen.

Vortrag und Lesungen sind als Aufzeichnungen auf der Internetseite der Forschungsstelle abrufbar.

Workshop „Sprache im Exil – zwischen Sprachbewahrung, -reflexion und Sprachwechsel“
mit Prof. Dr. Primus-Heinz Kucher (Klagenfurt)
Mittwoch, 6.7.2011, 9.00-12.00 Uhr, Ossietzky-Lesesaal

Ausgehend von systematischen Überlegungen und einer Reihe von für die Forschung äußerst relevanten Beispielen erarbeiteten die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur, Studierende und interessierte Besucher im Rahmen dieses Workshops das Thema des vorliegenden *exilographen*, „Sprachwechsel im Exil“. Wie das Exil auf die Sprache der Schriftstellerinnen und Schriftsteller wirkt, ist eine für die literaturwissenschaftliche Exilforschung grundlegende Frage, der an verschiedenen Textbeispielen von Soma Morgenstern, Michael Hamburger, Jean Améry, Ernst Waldinger, Hilde Spiel, Felix Pollack, Jakov Lind und Peter Weiss nachgegangen wurde. In der Diskussion wurden verschiedene Formen der literarischen Auseinandersetzung mit Sprache und Exil herausgearbeitet und die sich in den sprachtraumatischen Dimensionen der Exilwirklichkeit gründenden Strategien, damit zurechtzukommen, nachgezeichnet. Auf diese Weise gewannen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops einen Überblick über das Spannungsfeld zwischen Sprachverlust/Trauma und Akkulturation/Integration: Die Sprachbiographien der genannten Autoren und Autorinnen wurden zu Fallbeispielen für literarische Verfahren, die von der integrationsorientierten Akkulturation an den Exil- und Gasträum und die damit verbundene Aufhebung des Exilstatus bis zur produktiven Einbindung der traumatischen Erfahrung des Sprachverlusts in die eigene Schreibpraxis reichen.

Wintersemester 2011/12

Literatur und Exil. Neue Perspektiven
Internationale Tagung der Goethe-Universität und der Universität Hamburg

4.–7. 10. 2011 an der Goethe-Universität Frankfurt a. M.

Veranstalterinnen: Prof. Dr. Susanne Komfort-Hein, Prof. Dr. Doerte Bischoff

Unter dem Titel „Literatur und Exil“ hatte sich die internationale Tagung zum Ziel gesetzt, Ergebnisse und Standpunkte der Exilliteraturforschung zu resümieren, zu überprüfen, neue Impulse aufzunehmen und für die literaturwissenschaftliche Exilforschung fruchtbar zu machen. Die erprobte zeitliche und räumliche Ausweitung von Exilphänomenen ging dabei mit der kulturwissenschaftlichen Reflexion von Literatur und Exil und deren Bedingungen im 20. und 21. Jahrhundert einher. Globalisierung und Migration forderten ein Neudenken von Konzepten wie Nation, Gemeinschaft, Übersetzung, kulturellem Raum oder Leben/Schreiben (Autobiographie), so die Veranstalterinnen. Die Literatur der ‚klassischen‘ Exilzeit 1933–45 habe angesichts von Entortungsverfahren bereits ausdrücklich die historische Bedeutung und Problematik von nationalen Identifizierungen verhandelt.

Im Fokus standen damit implizite und explizite Korrespondenzen zwischen diesen und neueren Texten, in denen Exil und Transkulturalität in engem Bezug aufeinander verhandelt werden. Aufgabe der Tagung sollte sein, Beschreibungsweisen zu finden, die Parallelen verschiedener Exilerzählungen nachzeichnen und theoretisch reflektieren, ohne dabei die historische, politische und biographische Singularität der je spezifischen Exilerfahrungen zu leugnen.

Den Auftakt zur Tagung machte ein öffentliches Abendprogramm im Jüdischen Museum Frankfurt, bei dem u. a. Doron Rabinovici aus seinem Roman *Andernorts* vortrug. Die erste Sektion ging am darauf folgenden Tag der Frage nach, wie Exil im Kontext neuerer kulturwissenschaftlicher Theoriedebatten begriffen werden kann, die sich vor allem an verwandten Phänomenen wie Migration, Hybridität und Transkulturalität abarbeiten. Die Literatur des Exils konzipiere sich schon in der klassischen Exilphase 1933–45 als ein Schreiben ‚zwischen den Sprachen und Literaturen‘ im Sinne einer transnationalen und transkulturellen Literatur. Damit, so die These, ist Exilliteratur nicht nur anschlussfähig an aktuelle Theoriedebatten, sondern verspricht vielmehr diesen Debatten selbst neue Impulse geben zu können. Um „Räume und

Grenzen“ zentrierten sich die Vorträge der zweiten Sektion: Globalisierungs- und Migrationsphänomene produzieren gerade in neuerer Zeit Identitäten, die nicht mehr auf einen als Heimat gedachten, nationalen Raum bezogen werden können. Um Topographien des Exils zu beschreiben, können Modelle etwa der jüdischen Diaspora, aber auch Konzeptionen des Transitraums herangezogen werden, so die These. Diese Diskussion spannt sich in den Vorträgen zu „Gemeinschaft(en) und/im Exil“ in der dritten Sektion fort: Wie produziert und fasst Exilliteratur Kollektive, die sich nicht mehr auf ein Territorium beziehen, und inwiefern arbeitet sie damit an einer Neukonzeptualisierung von Gemeinschaft? In neueren Texten, so zeigten die Lektüren der Vortragenden, würden Gemeinschaftsentwürfe präsentiert, die auf unterschiedliche Weise die Totalisierungen des Nationalen erinnerten und problematisierten, indem sie Transkulturalität und Exil zueinander in Beziehung setzten. Folgerichtig beschäftigte sich eine vierte Sektion am zweiten Tag der Tagung mit Formulierungen von Identität in (autobiographischen) Texten des Exils. Ein der Entortung geschuldeter Erinnerungsüberschuss begründete die Tendenz, literarisches Schreiben im und über das Exil dem Modus des Autobiographischen zu verpflichten. Dieser Modus müsse aber stärker als von der Exilforschung bisher praktiziert zum Gegenstand von Analysen werden, die literarischen Identitätsfiktionen und Autorschaftsentwürfe nicht einfach nur folgen, gehe es doch immer um die Verhandlung eines Standpunkts, eines Orts zum Schreiben und die Grenzen der Sagbarkeit. In einer letzten Sektion „Übersetzung und Exil“ wurde deshalb dann die literarische Sprache selbst noch einmal Thema der Vorträge: Sprachverlust, Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit als zentrale Phänomene der Exilliteratur knüpften auf gewinnbringende Weise an aktuelle kulturwissenschaftliche Forschungsparadigmen an.

Mit Vorträgen von Elisabeth Bronfen, Claus-Dieter Krohn, Sabina Becker, Stephan Braese, Patrick Farges, Cornelia Blasberg, Bernhard Greiner, Alfrun Kliems, Michael Hofmann, Ottmar Ete, Vivian Liska, Ruth Mayer, Bettina Bannasch, Andrea Reiter, Barbara Thums, Liliane Weissberg, Gianluca Solla, Wolfgang Benz, Zhuang Wei, Mona Körte, Robert Krause.

Die Vorträge werden Anfang 2013 in einem Sammelband beim Walter de Gruyter-Verlag erscheinen.



Literatur EXIL NEUE PERSPEKTIVEN

Goethe-Universität Frankfurt am Main
4. - 7. Oktober 2011

Mittwoch, 5. Oktober 2011, 9.00 – 19.30 Uhr
Donnerstag, 6. Oktober 2011, 9.30 – 18.30 Uhr
Freitag, 7. Oktober 2011, 9.00 – 14.00 Uhr
IG Farben Haus, Eisenhower-Raum (IG 1.314)

- | | | | | |
|---|--|---|---|--|
| <p>Dienstag, 4. Oktober, 19.15 Uhr
Öffentliche Abendveranstaltung im Jüdischen Museum
<small>Übersetzungs- und Exilforschung</small>
Elisabeth Bronfen (Zürich)
»Die Kunst des Exils«
Doron Rabinovici (Wien)
»Andererseits«</p> | <p>Die Tagung soll der Exilforschung, die sich zumeist im germanistischen Kontext bislang weitgehend auf das Exil aus Norddeutschland 1933/41 beschränkt hat, richtungweisende neue Impulse geben, indem sie die zeitliche und räumliche Ansetzung von Exil-Phänomenen sowie eine kulturwissenschaftliche Reflexion der Verhältnisse zur Diskussion stellt, in die Literatur und Exil im 20. und 21. Jahrhundert treten.</p> <p>Die Tagung ist ein gemeinsames Projekt der Goethe-Universität und der Universität Hamburg.</p> | <p>Bettina Bannasch
Ansbach
Sabina Becker
Freiburg
Wolfgang Benz
Berlin
Doree Bichhoff
Hamburg
Cornelia Blasberg
Münster
Stephan Braese
Aachen
Ottmar Ete
Potsdam
Patrick Farges
Paris
Bernhard Greiner
Tübingen
Michael Hofmann
Paderborn
Alfrun Kliems
Leipzig
Susanne Komfort-Hein
Frankfurt
Mona Körte
Berlin</p> | <p>Robert Krause
Freiburg
Claus-Dieter Krohn
Lüneburg
Vivian Liska
Aachen
Ruth Mayer
Hannover
Andrea Reiter
Lehrte
Gianluca Solla
Trieste
Barbara Thums
Tübingen
Zhuang Wei
Hamburg/Frankfurt
Liliane Weissberg
Philadelphien</p> | <p>Organisatorinnen:
Prof. Dr. Susanne Komfort-Hein
Institute für Deutsche Literatur
und ihre Geschichte, Goethe-Universität
Frankfurt
konf@uni-frankfurt.de
Prof. Dr. Doron Rabinovici
Institute für Germanistik II,
Lehrstuhl für Kulturwissenschaftliche
Exilforschung für Deutsche
Literatur, Universität Hamburg
doron.rabinovici@uni-hamburg.de</p> <p>Tagungsort:
Anne-Maria-Benndorf
Institute für Deutsche Literatur
und ihre Geschichte
Raum IG 1.314
Grindelberg 11
40627 Frankfurt am Main
Telefon: 069 798 33 20
konf@uni-frankfurt.de</p> <p>Webseite Informationssystem:
www.litwissenschaft.uni-frankfurt.de</p> |
|---|--|---|---|--|



Ausstellung „Passgeschichten. Reisepässe als Spiegel der Exilerfahrung“ anlässlich der Langen Nacht des Wissens an der Universität Hamburg am 29.10.2011

„Was ist ein Mensch ohne Papiere? Nackter als ein Neugeborener, nein, nackter als ein Skelett unter der Erde!“ Dies erfährt die Hauptfigur in Franz Werfels Exildrama *Jacobowsky und der Oberst* am eigenen Leibe, als nämlich ein wahnsinnig gewordener Konsul seinen Pass mit allen mühsam erworbenen Transitvisen ins Feuer wirft und ruft „Heil Hitler! Ich heize mit Menschen!“ Das prekäre Verhältnis von Pass, Identität und (Über-)Leben spielt in vielen Texten über das Exil aus Nazi-Deutschland eine zentrale Rolle. In Brechts *Flüchtlingsgesprächen* wird der Pass ironisch als ‚edelster Teil des Menschen‘ beschrieben, der selbst lediglich als Anlass und mechanischer

Halter des Passes fungiert. In Anna Seghers *Transit* nehmen die Beschreibungen der Konsulatsbesuche und der Abhängigkeit der Emigranten von ebenso unerbittlichen wie willkürlichen bürokratischen Akten kafkaeske Züge an. Das Passwesen ist ein Symptom staatlicher Identifizierungs- und Bürokratisierungsstrategien, die mit der Ausbildung moderner Nationalstaaten in Zusammenhang stehen. Für Exilanten und infolge der NS-Staatsbürgerschaftsgesetze staatenlos gewordene Flüchtlinge wird der Pass zum zentralen Nachweis von Identität, die ständig droht nicht anerkannt zu

werden oder verloren zu gehen. Am Beispiel dieser für Exilantinnen und Exilanten so überlebenswichtigen Pässe präsentierte die Forschungsstelle anlässlich der Langen Nacht des Wissens der Öffentlichkeit Archivmaterial und gab Einblicke ihre Arbeit. In einer Ausstellung sowie einer Videopräsentation wurden die Bedeutung von Passdokumenten, Visa und Aufenthaltsgenehmigungen im Exil anhand literarischer Beispiele, Pass-Bildern und künstlerischen Arbeiten nachgezeichnet.



Vitrine mit Pässen von P. Walter Jacob in der Ausstellung „Passgeschichten. Reisepässe als Spiegel der Exilerfahrung“

Flüchtlingsgespräche

Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so eine einfache Weise zustande wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustande kommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.¹

Bertolt Brecht

¹ Bertolt Brecht: *Flüchtlingsgespräche*, Berlin und Frankfurt a. M. 1961, 7-8.

Ringvorlesung WS 2011/12 Exil – Literatur – Judentum

Die Ringvorlesung im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens nahm mit „Exil – Literatur – Judentum“ eine Konstellation in den Blick, die eine Auseinandersetzung mit ebenso geschichtsträchtigen wie aktuellen Fragen möglich macht – ein Angebot, das sich nicht nur an Studierende,

sondern auch an die interessierte Öffentlichkeit richtete.

Mit der Flucht vor der nationalsozialistischen Verfolgung stellte sich für viele jüdische Literaten und Intellektuelle die Frage danach, ob eine deutsch-jüdische Symbiose jemals mehr als eine Wunschphantasie gewesen war. Für viele wurden mit der Assimilation an die deutsche Kultur dabei zugleich auch die für die jüdische Moderne

prägenden Konzepte von Assimilation und Akkulturation als solche fragwürdig. Wo nicht eine Hinwendung zum Zionismus die Konsequenz war, lässt sich jenseits religiöser Orientierung häufig eine verstärkte Auseinandersetzung mit jüdischen Traditionen von Diaspora und Galut (Exil) beobachten.

Gegen die Idee einer nationalstaatlichen Verwurzelung und Identifizierung behauptet diese Tradition Exil nicht als Gegenbegriff zu Heimat, sondern als eine besondere Kondition, deren Beschaffenheit zum Ausgangspunkt der Ringvorlesung wurde. Die Vorträge diskutierten aus verschiedenen Perspektiven die These, dass gerade jüdische Zeugnisse des Exils nicht nur auf die Gewaltförmigkeit und die Grenzen nationaler Identifizierungen verweisen, sondern literarische und philosophische Reflexionen in jüdischer Tradition vielfach auch alternative diasporische bzw. transnationale Gemeinschaftskonzepte entwerfen. Bereits 1943 hat Hannah Arendt in einem Essay mit dem Titel „Wir Flüchtlinge (We Refugees)“ darauf hingewiesen, dass der Flüchtlingsstatus und die ungeschützte Situation als Staatenlose im Zeitalter des Totalitarismus und der Massenvertreibungen kein spezifisch jüdisches Problem mehr sei: „Zum ersten Mal gibt es keine separate jüdische Geschichte mehr; sie ist verknüpft mit der Geschichte aller anderen Nationen.“ Am Beginn des 21. Jahrhunderts, in dem die Erfahrung der Vertreibung, Exilierung und der Migration von immer mehr Menschen geteilt wird und sich die Frage nach dem Verhältnis von Heimat und Exil auf vielfältige Weise neu stellt, spielt die Auseinandersetzung mit dieser Einsicht ebenso wie mit jüdischer Erfahrung und Tradition des Exils eine wichtige Rolle, die in mancher Weise für gegenwärtige Diskussionen über hybride und transkulturelle Identitäten und Heimatentwürfe fruchtbar gemacht werden können.

Mit Vorträgen von Guy Stern, Vivian Liska, Thomas Meyer, Sigrid Weigel, Daniel Weidner, Thomas Lewy, Sidra DeKoven Ezrahi, Marianne Schuller, Micha Brumlik, Kirsten Heinsohn, Christina Pareigis, Gianluca Solla, Andreas Kilcher und Yfaat Weiss.

Die Vorträge der Ringvorlesung sind als Aufzeichnungen auf der Internetseite der Forschungsstelle abrufbar.

Ein Sammelband zum Thema ist im Verlag Edition Text & Kritik geplant.

Exil Literatur Judentum

17.10.2011 bis 30.1.2012
montags 18.15 Uhr

Erwin-Pengelly-Hörsaal (C)
Universität Hamburg
Hauptgebäude, Edmund-Siemers-Allee 1
20146 Hamburg

Oktober

17.10.2011 Prof. Dr. Guy Stern, Wayne State University, Detroit
18.10.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
19.10.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
20.10.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg

November

7.11.2011 Prof. Dr. Sigrid Weigel, Universität Hamburg
14.11.2011 Prof. Dr. Daniel Weidner, Universität Hamburg
21.11.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
28.11.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg

Dezember

5.12.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
12.12.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
19.12.2011 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg

Januar

9.1.2012 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
16.1.2012 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
23.1.2012 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg
30.1.2012 Prof. Dr. Thomas Meyer, Universität Hamburg

Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur



Prof. em. Dr. Guy Stern (Wayne State University Detroit) bei seinem Vortrag zum Thema „Exil und Wahlheimat“ am 17. 10. 2012

© Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur

Auf der neuen Internetseite der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur finden sich Informationen

- zu aktuellen Veranstaltungen und Projekten
- zu vergangenen Lesungen und Vorträgen (Aufzeichnungen)
- zur Forschungsstelle
- zum P. Walter Jacob Archiv
- zur Bibliothek
- zu Forschungsliteratur (Recherchehilfen und Bibliographien)

<http://www1.slm.uni-hamburg.de/de/forschen/arbztzentren/exilforschung.html>

Die Forschungsstelle: Neue Leitung und Perspektiven

Der *exilograph* hat ein neues Gesicht! Das veränderte Layout und die Neuordnung der Rubriken sollen nicht nur unsere Beiträge ansprechend und lesbar gestalten, sie sind auch Ausdruck von Veränderungen in der herausgebenden Institution. Seit April 2011 habe ich als neuberufene Professorin am Institut für Germanistik in Hamburg die Leitung der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur übernommen. Zu deren Aufgaben gehört die Verwaltung des ihr angeschlossenen Archivs, das mit dem Nachlass des exilierten Schauspielers und Regisseurs

auf der historisch übergreifenden Reflexion der Konstellation ‚Literatur und Exil‘. In diesem Kontext kommen einerseits Fragen nach dem Nachleben des Exils 1933–1945 in der Literatur der Gegenwart, die sich verstärkt mit Phänomenen der Entortung angesichts von Globalisierung und Migration beschäftigt, in den Blick. Darüber hinaus werden ausdrücklich auch komparatistische Perspektiven auf literarische Reflexionen historisch und kulturell verschiedener Exilerfahrungen zum Gegenstand neuerer Exilstudien. Ein zentrales Forschungsinteresse, das sich in einer Reihe unserer aktuellen Veranstaltungen dokumentiert, richtet sich auf Exil und Diaspora in jüdischer Tradition und auf Entwürfe transnationaler Gemeinschaftskonzepte.

Ein solcher institutioneller Neubeginn ist nicht möglich ohne ein kreatives, verlässliches und produktives Team: Von Anfang an dabei und federführend für Gestaltung und Lektorat des *exilographen* ist meine Mitarbeiterin Claudia Röser, die gerade eine Dissertation zur ‚Raumgeschichte Europas in Literatur und Historiographie‘ fertigstellt. Sebastian Schirrmeister, der unmittelbar nach seinem Examen in Germanistik und Jüdische Studien an der Universität Potsdam im Juni 2011 zu uns kam, promoviert über die ‚Grenzgebiete zwischen deutscher und hebräischer Literatur des Exils‘ und kümmert sich u. a. um unsere (ebenfalls neu gestaltete) Webseite. Miriam N. Reinhard arbeitet im Kontext der Forschungsstelle an einer Habilitation zum Komplex ‚Exil und Heimsuchung‘. Ildikó Felbinger und Sophie Fetthauer erarbeiten ausgehend von dem Material des Archivs eine Monographie zur Remigrationszeit von P. Walter Jacob. Die Hilfskräfte Annika Hillmann, Sonja Dickow, Sandra Narloch, Katrin Hänsel und Hanna Peters unterstützen mich nicht nur in Forschung, Lehre und Archivverwaltung, sie haben auch vielfältige eigene Initiativen im Rahmen unserer Veranstaltungen entfaltet. Last but not least: Andreas Löhner betreut das Büro, kümmert sich um alle Anfragen des Archiv betreffend und lektoriert Texte unserer Sammelband-Publikationen wie auch künftig des Jahrbuchs Exilforschung, dessen Herausgeberschaft ich kürzlich übernommen habe.

Der *exilograph* wird in Zukunft nicht mehr wie bislang ein nur auf das Archiv und seine Bestände bezogener Newsletter sein, sondern die Aktivitäten und Arbeitsschwerpunkte der Forschungsstelle und ihrer Mitglieder insgesamt dokumentieren.

Doerte Bischoff



Das neue Team der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur (von links nach rechts): Sophie Fetthauer, Katrin Hänsel, Hanna Peters, Sonja Dickow, Andreas Löhner, Doerte Bischoff, Sebastian Schirrmeister, Ildikó Felbinger, Claudia Röser (nicht im Bild: Annika Hillmann, Sandra Narloch, Miriam N. Reinhard)

Impressum

Herausgeberin:
Prof. Dr. Doerte Bischoff
Redaktion: Claudia Röser
Gestaltungsvorlage:
Booth Design Unit
Layout: Claudia Röser

Walter A. Berendsohn
Forschungsstelle für
deutsche Exilliteratur
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg
Tel.: (040) 42838-2049/2540
Fax: (040) 42838-2490
E-Mail:
buero.exil@uni-hamburg.de
Internet:
<http://www1.slm.uni-hamburg.de/de/forschen/arbtszentren/exilforschung.html>

P. Walter Jacob über eine Vielzahl von Dokumenten zum literarischen und künstlerischen Exil 1933–1945 sowie zur Remigration verfügt. Auch die inhaltliche Betreuung der Bibliothek für deutschsprachige Exilliteratur (Ossietzky Leseaal), die wie das Archiv und die Forschungsstelle im Altbau der Staatsbibliothek ihren Ort hat, liegt in ihrer Verantwortung.

Besondere Bedeutung kommt der Forschungsstelle zudem durch ihren Auftrag zu, interdisziplinäre Forschungen zum Exil der NS-Epoche anzustoßen und zu koordinieren sowie das Thema in der akademischen Lehre zu vertreten und durch Veranstaltungen und Fortbildungen auch in der Öffentlichkeit präsent zu halten. Im Zuge einer aktuellen Neuausrichtung der Exilforschung liegt ein Schwerpunkt unserer Arbeiten und Aktivitäten